

Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“

Nr. 13.

Sonntag, den 16. September 1923.

1. Jahrgang.

Fensterln. Humoreske von Hans Wilhelm.

Ich war ermüdet aus den Bergen heruntergekommen, wo mich eine interessante geologische Studie im Gestein herumgetrieben hatte. Im Hinterstübchen des kleinen Dorfwirtshauses hoffte ich, wie schon des öfteren, eine Nachtherberge zu finden.

Aber der alte „Ahndl“ — der Großvater — hatte mir einen Strich durch die Rechnung gemacht; er war plötzlich krank geworden und hieß nun das Hinterstübchen besetzt, während er sonst bei dem Gesinde schlief.

Die gute Wirtin war ratlos. Schließlich jedoch wußte Resl, ihre bildhübsche Tochter, einen Ausweg.

„Weißt, Mutterl“, sagte sie, „ich schlaf bei dir, dann kann der Herr Doktor in meinem Kammerl übernachten!“

Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen und bald hatte ich mir's im ersten Stock in dem behaglichen Raume bequem gemacht. Das kleine Fenster war mit Blumen umstellt, die Obstbaumzweige klopften im leisen Nachtwind an die Scheiben und nichts unterbrach die lautlose Stille, als das ferne, bis hierher nicht mehr störend wirkende Gebell eines Hundes.

Ich schlief mit wohligen Empfinden ein.

Auf einmal erwachte ich über einem unbestimmten Geräusche.

Es war, als hätte man eine Leiter am Hause angelegt.

Richtig — da kletterte auch schon jemand die Sprossen herauf.

Ein kalter Schrecken überrieselte mich. Ich hatte noch zu wenig Umgang mit Einbrechern gehabt, um die Aussicht auf den Besuch eines solchen angenehm zu finden. Auch fehlte es mir, an jeder Waffe. Mein goldener Chronometer auf dem Nachttischchen war mir für ein Wurfgeschloß ins Ungewisse doch zu wertvoll, auch in seiner Wirkung durchaus nicht verlässig; denn er traf nicht einmal die Stunden richtig, geschweige denn fremde Köpfe.

Und ein respektabler Kopf erschien jetzt außen an der Scheibe.

Ich dachte an Flucht; aber die Gewißheit, daß ich mir über die steile Treppe hinunter das Genick brechen oder in den gährenden Keller abstürzen würde, hielt mich fest.

Ich beobachtete mit Herzklopfen und Spannung, was der Kopf außen anfang. Zunächst drückte er sich offenbar die Nase an der Scheibe platt und spähte herein. Natürlich ob ich schlief und was ich zu stehlen hätte. Dann auf einmal rief er leise: „Resl!“ — Hallo? Was war das?

„Resl! — Resl!“

Mir ging ein Licht auf. Eine Lawine von Zentnersteinen rollte mir von der Brust.

Es war ja gar kein Einbrecher — ein Verliebter war es, der nächtlich die schöne Wirtstochter ans Fenster rufen und ein

Stündchen mit ihr plauschen wollte. — „Fensterln“, nannte man das nach Landesfitt.

„Resl!“ rief er ungeduldig wieder, „geh mach auf — i bin's, der Toni!“

Ich war einen Augenblick unschlüssig, ob ich auf diese förmliche Vorstellung hin meine Visitenkarte ihm zum Fenster hinausreichen und dadurch seinen Irrtum aufklären sollte oder ob ich mich besser ruhig verhielte.

Die Hoffnung, daß die kühle Nachtluft draußen den Burschen allmählich verschrecken würde, ließ mich das letztere wählen.

Aber ich hatte mich in der Beharrlichkeit eines verliebten Jünglings der Berge gewaltig verrechnet. Er begann mich mit einer Reihe sanfter Vorwürfe zu überschütten und gab mir dazwischen eine Flut von Kosenamen. Nun, ich hatte ja schon einiges in der Welt und diese und jene Anerkennung geerntet; aber ich muß doch sagen, es erfüllte mich mit einer nie gekannten Genugtuung, mich da nun auf einmal „Zuckergoscherl“ — „Herzkäferl“ — „Almenrösler“ genannt zu hören, und es reute mich wirklich, daß ich mich seit vier Tagen nicht mehr rasieren lassen und daher eher einem Igel als solchen süßen Wesen glich.

Daß mir der Bursche vorwarf, ich hätte doch neulich das große Lebkuchenherz von ihm angenommen, zwei Schoppen Wein mit ihm getrunken und drei Ländler mit ihm getanzt, machte mich allerdings einigermaßen über meine Gedächtnisschwäche erstaunt, da ich von alledem nichts mehr wußte.

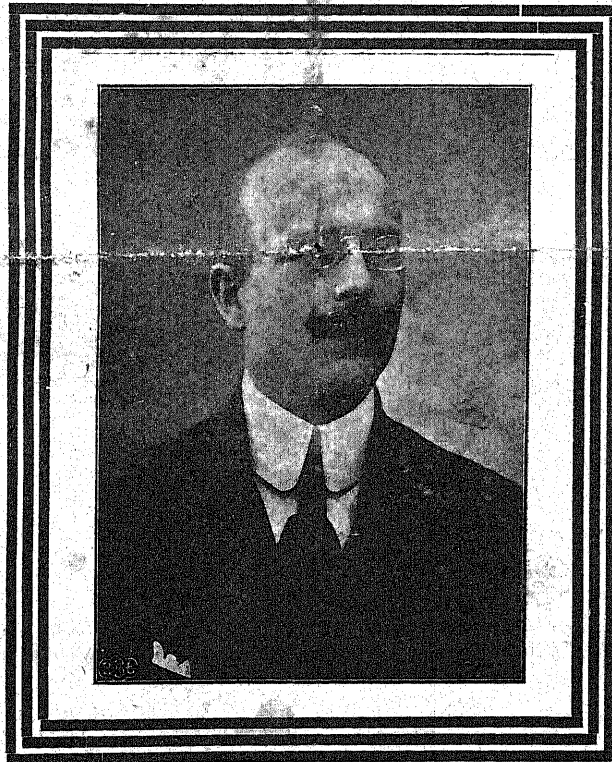
Dann aber geschah plötzlich etwas Unerwartetes.

Unten wurde eine zweite Stimme laut.

Von Sanftmut konnte bei ihr keine Rede sein; ein wildes aufgebracht Schimpfen wetterte zu dem Süßholzrasppler herauf und ich sah, wie er erschreckt nach unten schaute.

„Wi“, schoß es mir durch den Kopf, „der Nebenbuhler!“

Plötzlich verschwand der außen vor dem Fenster. Der andere mußte ihn bei den Beinen gefaßt und heruntergezerrt haben. Das ganze darauf folgende Verfahren hatte für den an die übliche Abwicklung eines Ehrenhandels Gewohnten etwas Rasches. Kartellträger und Versöhnungsversuche schienen hier nicht erst der Brauch zu sein. Auch trug das Duell, dessen Zeuge ich nun vom Fenster wurde, einen ausgesprochenen einseitigen Charakter. Der Ankömmling nämlich — ein Riesenkerl — hielt den anderen zwischen den Beinen fest, so daß mir der Letztere einen Körperteil zuwandte, an dem der beste Physiognomiker kein Mienenspiel beobachten kann. Auf diese Seite seines Gegners zählte der Wülfing mit einem kräftigen Gebirgsstock hageldicht seine Argumente auf und der andere suchte vergeblich durch Strampeln und Luftspringen mit den Beinen der Exekution zu entgehen.



Julius Werminski †.

Am Dienstag abend starb der Lodzer Spiegelabrikant Julius Werminski im Alter von 50 Jahren.

Nach einiger Zeit schien die Ehre des Gewaltigen gesühnt. Er ließ ab — sie schüttelten sich zwar nicht die Hand — aber er gab dem anderen noch einen Abschiedspuff, daß dieser über drei Gartenbeete an den Zaun flog; dann kletterte der Gemäßigte mit einer Behendigkeit, die ich seiner angegriffenen Kehrseite nicht zugemutet hätte, über den Zaun und entfloh. Ich fühlte: Resl hatte in dieser Stunde ein Herz verloren, das der Enteilende in der Hofe davontrug.

Eine gewisse Befriedigung erfüllte mich trotzdem, weil ich nun der ungewohnten und schlaftraubenden Huldigungen überhoben war.

Aber nun kam das Entsetzliche.

Plötzlich, als ich mich froh meiner eigenen heilen Glieder schon wieder behaglich in den Kissen dehnte, erschien abermals ein Kopf am Fenster.

Der Entsetzliche — der Wüterich!

Mich überlief es heiß und kalt.

Jetzt kam er zum „Fensterln“.

Seiner ganzen Charakteranlage entsprechend, war sein Ton gleich von Anfang an ein ganz anderer.

„Resl“, brummte er und hämmerte mit seinen Stahlfingern ans Fenster. „Aufmachen!“

Was sollte ich tun?

Ans Fenster eilen — alles erklären; aber der Schreckliche würde mich zermalmt oder mit seinem Prügel zerstampft haben.

So blieb ich.

„Ha“, rief er jetzt, „willst mir bald a Antwort geben? Meinst, du kannst mich da heraus warten lassen, so lang du willst? Mein Schatz muß werden und wenn ich noch Zehne durchprügeln muß!“

Ich fühlte mich als voraussichtlich Erster in dieser Reihe außerordentlich angenehm berührt und zog mich in den äußersten Winkel zurück.

Da begann er wieder: „Jetzt paß auf! Ich zähl' Eins — Zwei — Drei! Wann du bis Drei net am Fenster bist, schieß' ich in dein Kammerl!“

Da riß mich der Schreck empor. Zuzutrauen war dem Wildling alles. Als heimlicher Bergschütze war er jedenfalls auch weit über die Sonntagsjägersqualität erhaben und ich fand es durchaus entbehrlich, von einem Sohn der Alpen aus Liebe tot oder lahm geschossen zu werden.

„Eins“ — zählte der außen.

Die Gedanken jagten sich in meinem Hirn. Blitschnell war ein Entschluß gefaßt. Fahr wohl, Geologie — ich wurde Röstl — die nächsten Minuten waren dann wenigstens gerettet.

„Zwei“ —

Ich hüllte mich in meine Bettdecke, schlüpfte aus den Kissen, schlang im Fluge ein Kopftuch, das auf der Kommode lag, über meinen kahlen Scheitel und huschte ans Fenster, wo ich mich auf einem Stuhle zusammenkauerte.

„Aha!“ murmelte der Wilde, der Luchsaugen zu haben schien, befriedigt und steckte etwas in die Tasche. „Mach auf!“

Ich folgte zitternd.

„So!“ fuhr er fort. „Und iacht schwör mir, das du mich heiraten willst und niemand anderen.“

Ich dachte an meine Frau und meine drei Kinder und wollte ihn bitten, wenigstens zuerst die Ehescheidungsklage einreichen zu dürfen —

„Schwör!“ polterte er da.

„Ich schwör ja schon!“ murmelte ich mit Fistelfstimme.

„So!“ sagte er wieder. „Und iacht gib mir a Bußl!“

Das war mir denn doch zu viel. Meiner Amalie untreu werden um dieses Ungeheuers willen — niemals.

In jäher Wut packte ich ihn an den Schultern — ein heftiger Ruck und er purzelte samt der Leiter rückwärts prallend durch die Obstbäume. — „Sakra“, schrie er unten, „iacht bin ich in d' Heugabel etnig'essen! Unser Lieb is aus Dirndl!“

Welch fürchterliche Träume mich den Rest der Nacht quälten, kann man sich denken. Bald erwürgte mich der Entsetzliche, bald schleppte er mich zum Standesamt, bald wurde ich als sein Mörder verhaftet.

Am andern Morgen empfahl ich mich zeitig mit bestem Dank für das vorzügliche Nachquartier und einem bösen Blick nach dem „Ahndl“. Die guten Leute hatten bei ihrem märchenhaften Schläfe nichts gehört und ich verschwieg, was ich als Pseudo-„Resl“ durchgemacht hatte.

Als ich über die Felder schritt, sah ich zur Linken und Rechten je einen zur Arbeit hinken. Ich dachte an das Duell und an die Zinken der Heugabel. Im übrigen schienen sich beide Wohlauf zu befinden.

Korfu. Von Roda Roda.

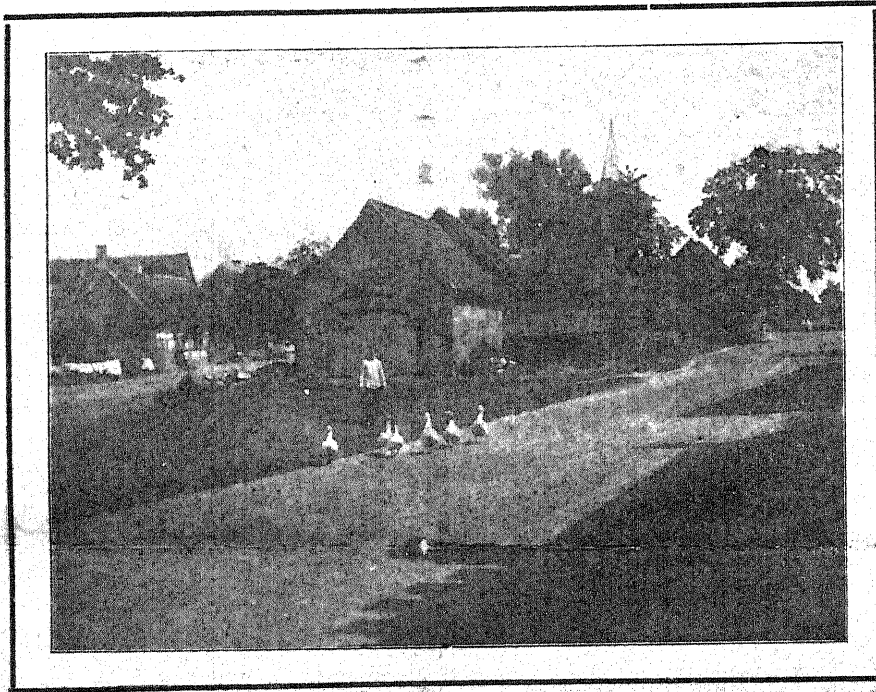
Ich bin ehemals oft dagewesen und finde: die Insel hat sich sehr zu ihrem Vorteil verändert. Sie war nie recht griechisch, immer italienisch — jetzt ist sie ein kleines England.

Nur die Natur rechts und links ist sich gleichgeblieben. Heiliger Gregorovius! Du hast mit aller Begeisterungsfähigkeit des deutschen Professors dieses jonische Idyll beschrieben — die knorrigen, phantastischen Oelbäume, die Generalsfederbüsche der Pyrusstauden, die Granaten und Feigen, die bunten Ziegen im bunten Gelände. Heiliger Gregorovius! Hast du übersehen, welche schlechte Hausfrau deine aepriefene Natur ist? Sie läßt den Staub auf ihrer Wirtschaft gleich zollhoch liegen; Unordnung für und für: Mais, Kohl, Vieh, Zypressen, Hütten, Men-

schen, Glyzinien, Heu und Esel kunterbunt durcheinander. Dazu eine unverantwortliche Lichtverschwendung. Die Sonne glüht ob Berg und Meer.

Hart am Achilleion hat sich eine Schenke aufgetan, die Mastix empfiehlt und deutschen, ja, deutschen Kaffee, im Land des herrlichsten türkischen Schwarzen. Die Kinder werfen uns niedliche Sträußchen und Quitten in den Wagen und betteln ... auf deutsch. Sie haben blaue Augen und blondes Haar. Vor etlicher Zeit gab es im Achilleion einen riesigen Türhüter, der war Potsdamer Unteroffizier gewesen ...

Man zahlt zwei Drachmen, dann erst darf man das Schloß bestichtigen. Ich kenne es noch von der Zeit her, wo es der österreichischen Kaiserin gehörte. Daß ich im Heinetempelchen nicht mehr das alte Denkmal finden würde, wußte ich aus den Zeitungen. Das Denkmal steht ja jetzt in Hamburg, Campe hat es gekauft. Die Diele, die Kapelle des Schlosses sind unverändert, so wenig schön wie damals. Im Speisesaal hat man den Gipsengelen Glühbirnen an die Knie geschraubt. Glühbirnen wie Brandblafen. Die Spiegel im Treppenhaus sind mit Blumenranken bemalt — Schwertlilien und Rosen — und zwar Schwertlilien im Jugendstil. Wenn man sich an den Anblick erst gewöhnt hat, erschrickt man auch vor den Grotten fast gar nicht mehr — den drei künstlichen Grotten, in deren Tiefe wieder mannshohe Spiegel ragen. (Auch in den Schlössern Ludwigs II., auf Neuschwanstein glaube ich, gibt es solche Pappegrotten mit Spiegeln.) Neu ist der gigantische Achilles von Bronze, errichtet von „Guilámos, Autokrator von Germanón, wie es in der Aufschrift heißt. Der Rundblick von der Plattform des Achilleions ist wahrhaft eines Fürsten würdig: nach Westen das Bergmassiv der Zehn Heiligen (Santi Deki), im Osten die Felsmauern von Epirus, sicherlich von Zyklopen bewohnt und nicht von Menschen; dort die Zitadelle von Korfu und ein Meer darum, seidig, weich wie ein Plüschteppich. Himmel, Berge, Meer — blaue Unendlichkeit. Ein Spielzeug in den Wellen: die Toteninsel Böcklins im Golf zu unsern Füßen.



Dorffrieden.

Die Fahnenweihe des Männergesangsvereins „Concordia“ zu Lodz.

Ob Sorge droht, ob Freude blüht,
hoch immerdar das deutsche Lied!

Am 8. und 9. September d. J. beging unter zahlreicher Beteiligung der Gesangsvereine von Lodz und Umgegend der Lodzer Männergesangsverein „Concordia“ das Fest der Einweihung seiner neuen Fahne. Er ist Mitglied der „Vereinigung deutschsprachiger Gesangsvereine in Polen“ und einer der größten und ältesten deutschen Gesangsvereine in Kongresspolen. Er beging am 1. Januar 1920 sein 50jähriges Jubiläum. Die eigentlichen Gründer des am 1. Januar 1870 ins Leben gerufenen Vereins waren die Herren Friedrich Arfang, Julius Tieh, Karl Hoppe und Josef Paul. Der Verein besitzt ein altes Banner, das noch aus dem Gründungsjahr des Vereins stammt und jetzt schon sehr verwittert ist, weshalb der Verein unter großem Kostenaufwand eine neue Fahne anschaffte.

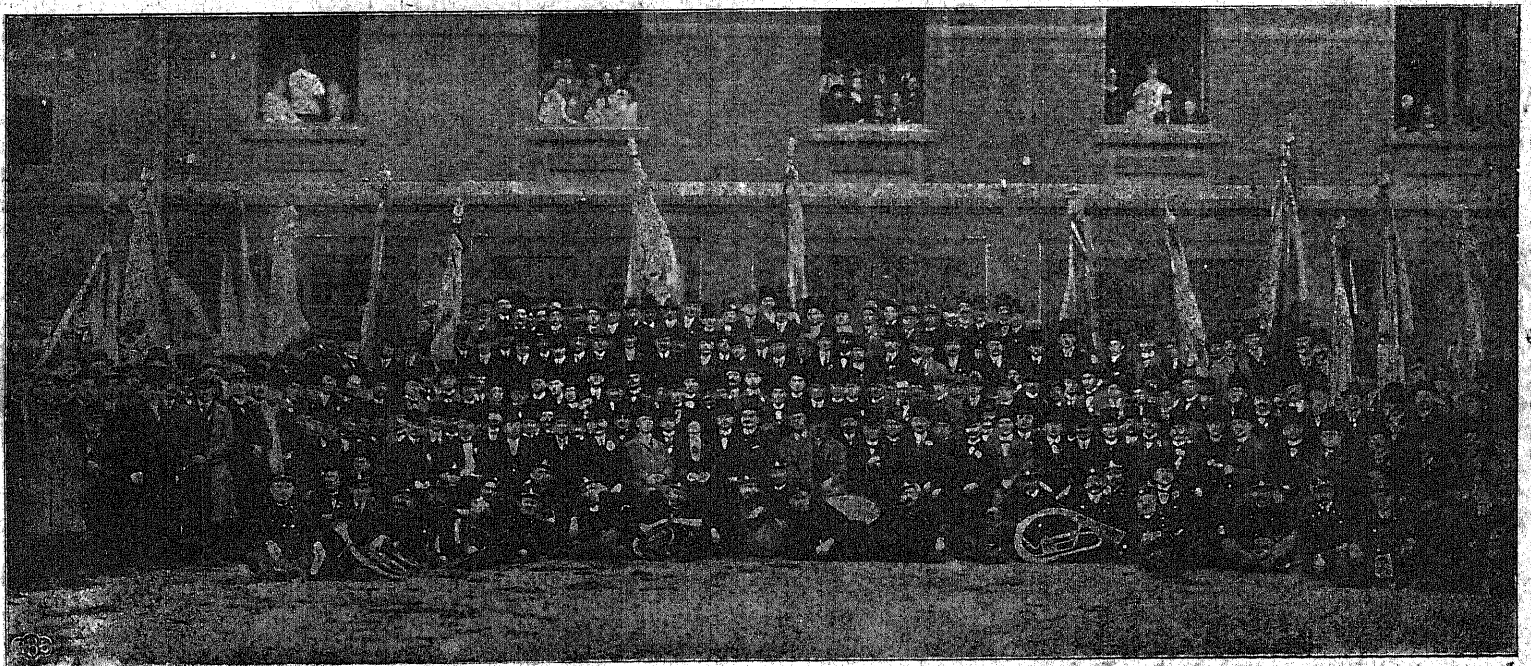
Die Gründer des Vereins weilen nicht mehr unter den Lebenden, auch ist das alte Archiv nicht mehr vorhanden, so daß über die Tätigkeit des Vereins in den ersten 15 Jahren nichts zu berichten ist. Dem Verein wurden gar oft behördlicherseits Schwierigkeiten in den Weg gelegt und er war auch gezwungen, zeitweilig seine Tätigkeit zu unterbrechen. Die aktiven Mitglieder suchten vorübergehend Zuflucht bei den Kirchenschören. Im Jahre 1886 schlossen sich die Mitglieder der „Concordia“ dem damals beim Kantoral in der Panska-Straße 41 bestehenden „Cipowa-Verein“ an und im Jahre 1905 erhielt „Concordia“ auf Antrag der Herren Paul Simmchen, Edmund Gall, Oskar Kahlert und Robert Ritter, mit Zustimmung des heimgegangenen Pastors Gundlach seine ursprüngliche Benennung wieder. Als im Jahre 1907 das neue Vereinsgesetz in Kraft trat, wurde auch der Gesangsverein „Concordia“ wieder legalisiert. Die Statuten unterzeichneten die Herren Rudolf Gall, Ferdinand Puppe und Edmund Gall. Einen bedeutenden Zuwachs an Mitgliedern erhielt der Verein durch den am 8. Oktober 1909 erfolgten Anschluß des Baer'schen Schülerchors. Mit Ausbruch des Krieges stellte der Verein wie auch fast alle anderen Lodzer weltlichen Gesangsvereine seine Tätigkeit

und fern in den Sälen des Feuerwehrhauses des 1. Zuges der Lodzer freiwilligen Feuerwehr, Konstanliner Straße 4, welches Lokal gegenwärtig der Kirchengesangsverein der St. Trinitatisgemeinde zu Lodz innehat ein großes Festkommers statt. Am Sonnabend, den 8. September, versammelten sich vormittags die am Feste beteiligten Vereine mit zwei Fahnen auf dem Hofe des Hauses Kilinski-Straße 139, wo sich das Lokal des Festgebenden Vereins befindet, von wo aus dann im langen Festzuge unter dem abwechselnden Spiel zweier Musikkapellen der Ausmarsch nach der römisch-katholischen St. Stanislaus-Kostka-Kathedrale zum Weihgottesdienst erfolgte, der vom Pfarrer Stypulkowski abgehalten wurde und der hierbei auch eine längere eindrucksvolle Rede hielt. Von der Gotteshaule begab sich der Festzug nach der evangelisch-lutherischen St. Johanniskirche, in der Superintendent Angerstein den Weihgottesdienst und gleichfalls eine sehr rührende Ansprache hielt. Nach beendeter Feier in dieser Kirche formierte sich der Festzug auf der Evangelicka-Straße und marschierte dann nach dem Platze des oben erwähnten Feuerwehrhauses, wo das geweihte Banner von den Paten desselben, Frau Hoch, Herrn Oskar Strauch, vom Kirchengesangsverein der St. Johannis-gemeinde zu Lodz und Herrn Reinhold Hegenbart vom Pabianicer Männergesangsverein dem Vorstände des Festgebenden Vereins Herrn Oskar Kahlert feierlich übergeben wurde und wobei Herr Strauch die Ansprache hielt. Nach der hierauf erfolgten Gruppenaufnahme, die wir unseren Lesern an dieser Stelle bringen, fand oben im Lokale ein gemeinsames Mittagessen und abends ein großer Ball statt.



Oskar Kahlert
1. Vorstand des Gesangsvereins „Concordia“.

Die Fahne trägt auf der einen Seite auf dunkelblauseidenem Grunde in der Mitte eine mit Lorbeer umkränzte Lyra, die auf einem Querband die Inschrift „Concordia“ und die Jahreszahlen 1870—1920, oberhalb die Benennung des Vereins in polnischer Sprache und unter der Lyra die Jahreszahl 1923 trägt. Auf der Kehrseite befindet sich in der Mitte von einem Eichenkranz umrankt der Spruch: „Aus dem Herzen Lieder sprießen, wenn sich frohe Sänger grüßen“ und über dem Spruch die Benennung des Vereins in deutscher Sprache, während in allen vier Ecken sich Musikinstrumente befinden. Die Fahne krönt ein Knauf,



Die Teilnehmer am Festzuge bei der Fahnenweihe des Männergesangsvereins „Concordia“ zu Lodz.

In der Mitte die beiden Fahnen des Vereins, links die neue, rechts die alte.

ein und nahm sie erst im Juli des Jahres 1919 wieder auf. Er bezog sein früheres Vereinslokal in der Kilinski-Straße 139.

Die gegenwärtige Verwaltung besteht aus den Herren: Vorstände: Oskar Kahlert und Edmund Gall; Vorstand der Passionen: Max Hochbaum, Kassierer: Julius Winkler und August Kleber; Schriftführer: Oskar Nazarski und Giffelle; Wirte: Reinhardt Lange, Ritter und Wegner. Die Leitung des Chors hat Herr Musikdirektor Frank Pohl inne.

In dem Knauf der neuen Fahne wurde eine Urkunde untergebracht, die von den Mitgliedern des Vereins „Concordia“ und von den Vorständen der am Fahnenweihfest beteiligten Gesangsvereine unterzeichnet worden war.

Die Feier der Fahnenweihe gestaltete sich zu einer der größten Festlichkeiten dieser Art, die in diesem Jahre in Lodz begangen worden sind. Am Freitag, den 7. September, fand unter großen Andrang der Vereine aus nah

auf dem eine mit kleinen silbernen Adlern gezierte Lyra angebracht ist. Dieses prächtige Banner ist von der Lodzer Kunststickerin Frau Klara Seidel angefertigt worden.

Bei diesem so zahlreich besuchten und in all seinen Teilen so überaus gelungenen Feste konnte man so recht feststellen, welch reges und pulsierendes Leben und welch große Begeisterung für das deutsche Lied trotz der schweren gegenwärtigen Zeit in unseren deutschen Vereinen herrscht. Die deutsche Gemütlichkeit und Geselligkeit kam auch auf diesem Feste so recht zur Geltung, eingedenk des Wahlspruchs:

„In Harmonie ergeht sich der Gesang
Der Harmonie treu unser Leben lang“.

Eduard Kaiser.

Erinnerungen an Japan.

Ueber das Land der aufgehenden Sonne ist ein furchtbares Unglück hereingebrochen, das blühende Gegenden und reiche Städte vernichtete und Menschenleben zugrunde richtete, wie es bisher noch keine Erdbebenkatastrophe aufzuweisen hatte.

Erinnerungen steigen in mir auf, wie ich gerade vor einem Jahre mit Freunden auf dem Gipfel des Heiligen Berges, des Sudhijamas, stand und unter uns die Gegend lag, die heute einem Trümmerhaufen gleicht.

Die Religion schreibt dem Japaner vor, einmal in seinem Leben den Heiligen Berg zu besteigen, und sobald der Schnee laut, pilgern Tausende, Männer und Frauen, Kinder und Greise den Berg hinan.

Ich halte meine Begleiter bei freundlichen Gastgebern in Yokohama kennen gelernt; der eine von ihnen war in Japan geboren und sprach japanisch, was bei solchen Ausflügen ins Innere sehr wertvoll ist und einen oft vor Verlegenheit schützt. Ein heftiger Taifun verzögert unsere Bergfahrt. An einem strahlenden Sonntagmorgen führen wir durch das fruchtbare Land, das nun so schrecklich gelitten hat, nach Gotemba. Die flache Pyramide vom Sudhijama war noch in einem riesigen Nebelmeer versteckt, als wir dem Zuge entstiegen. Wer etwa meint, er sei nun schon ganz nahe am Sudhi, täuscht sich gewaltig; man macht sich keinen Begriff von der ungeheuren Anfahrfläche des heiligen Berges; der Durchschnittsradius mißt etwa 20 Kilometer.

Sord-Autos sind auch in Japan zu finden, und nach einer fröhlichen, raschen Fahrt kamen wir in das reizende Bergdörfchen Subashiri, welches der Ausgangspunkt der Sudhijamapartien ist. Gewöhnlich richtet man den Abmarsch so ein, daß man bei Sonnenaufgang auf dem Gipfel steht. Wir hatten reichlich Zeit; es war noch früh nachmittags, und in einem blitzblanken japanischen Gasthose warteten wir die Kühle der Abendstunden ab. Um 5 Uhr standen unsere Reitpferde mit drei Kulis bereit, die uns noch einige Stunden durch den Wald führen sollten, welcher sich bis in die Höhe von zirka 1200 Metern hinzieht. Die Wolken hatten sich langsam entfernt, und die grandiose Pyramide wurde mehr und mehr sichtbar. Aber die Dämmerung senkte sich rasch hernieder und es wurde stockdunkel im Walde. Die Kulis hatten vergessen, Kerzen mitzunehmen, und da der Taifun gründliche Arbeit geleistet hatte, waren die Wege knietief ausgewaschen, und die Pferde gingen an zu straucheln. Wir beschloßen, zu Fuß weiterzuziehen. Um 9 Uhr abends kamen wir aus der Waldzone heraus, und über uns wölbte sich ein sternenfunkelnder Himmel.

Je höher wir stiegen, desto stärker pfliff der kalte Nachtwind. So wanderten wir weiter, stundenlang, in Serpentin, und um 3 Uhr morgens erreichten wir die achte Station, welche auf 3200 Meter Höhe gelegen ist. Grüner bitterer Tee wärmte die Glieder.

Wir fühlten die dünne Bergluft, schlafen konnten wir nicht der Kälte und des Windes wegen, die durch die Ritzen der Hütte hindurchdrangen. Um 5 Uhr morgens schoben wir die Türe auf, und was wir nun sahen, läßt sich schwer

beschreiben. Der Himmel war rötlich gefärbt, und die ganze japanische Alpenkette lag vor uns. In vollem Glanze erschien die goldene Kugel der Sonne, und bald ergoß sich ihr Licht über die bisher im Schatten gelegene Landschaft. Wir sahen den graubraunen Schlackenabhang hinunter; es schien uns eine endlose Fläche zu sein, doch endlich erkannten wir weit unten wie auf einer Landkarte unser Dörfchen Subashiri; unsere Blicke schweiften weiter. Seen kamen zum Vorschein; einer der schönsten ist der berühmte Hakone-See. Deutlich erkannten wir Yokohama und die im Hafen liegenden Schiffe. Im Sonnenschein glitzerte die große Bucht von Tokio, und dann kam die endlose Fläche des stillen Ozeans. Aber nun wurde es am Berge lebendig. Alle diejenigen, welche die Nacht in den weiter unten gelegenen Hütten verbracht hatten, strebten dem Gipfel zu. Auch wir machten uns auf; die letzten 500 Meter waren ordentlich steil, aber sehr harmlos. Um 7 Uhr früh standen wir am Rande des großen Kraters, in einer Höhe von über 3700 Meter. Hier oben ist eine ganze Kolonie von Stenhütten, in denen man übernachten kann. Kleine Kaufbuden dürfen natürlich auch nicht fehlen.

Ein Stempel mit dem Bilde Sudhijama wird auf die Postkarten gedruckt oder auf die Bergstöcke eingegraben, die einem vor dem Abmarsch vom Hotel in Subashiri in lebenswürdiger Weise besorgt wurden. — Die Dimension des Kraters ist eine gewaltige, man braucht eine volle Stunde, um ihn zu umgehen.

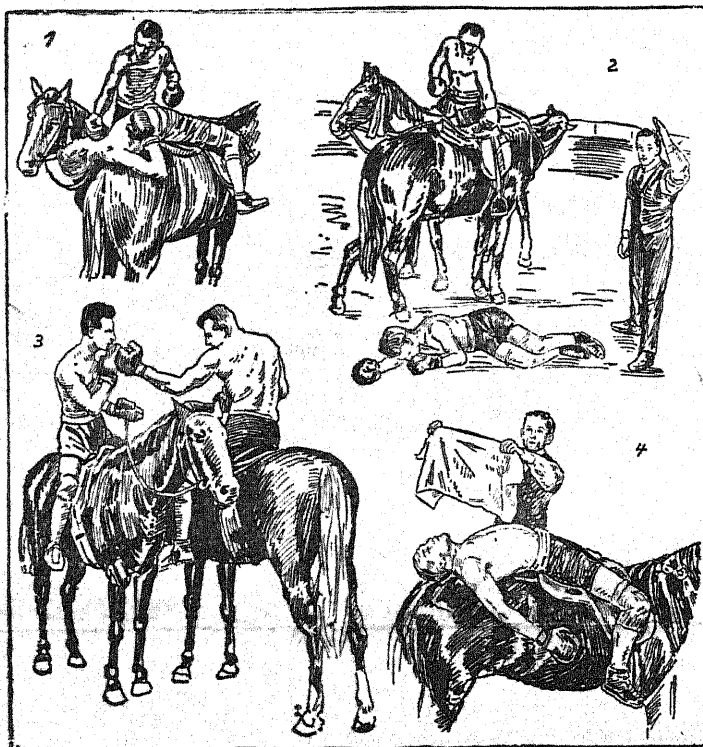
Während meine Freunde diese Wanderung unternahmen, schaute ich den Pilgern zu, welche andächtig hart am Abgrund des Kraters niederknieten und eine Art Gebetrolle vor sich ausbreiteten und sich beständig tief verneigten. Am Schluß der Zeremonie klatschten sie in die Hände.

Wir waren am Schlusse der offiziellen Saison auf den Sudhijama gewandert; sobald der Herbst beginnt, räumen die Hüttenwarte der verschiedenen Stationen all ihr Hab und Gut zusammen und steigen ins Tal hinunter.

Im Winter ist der Sudhi mit einer Eisdecke überzogen; ganz Tollkühnen soll es mit Steigeisen unter beständiger Lebensgefahr gelingen sein, eine Winterbesteigung durchzuführen.

Der Sudhijama ruhte während der beiden letzten Jahrhunderte. Viele Kreise behaupteten, der Vulkan sei vollständig erloschen.

Nach den eingelaufenen Nachrichten der jehigen Erdbebenkatastrophe zu schließen, muß gerade die unmittelbare Umgebung des Sudhijama mit allen Dörfern stark gelitten haben.



Die Boxkämpfe zu Pferde.

Die neuesten Sensationsvorführungen im Zirkus Busch in Berlin bilden die Boxkämpfe zu Pferde. Sie verlangen vom Teilnehmer nicht nur Kraft, sondern auch besondere Gewandheit; denn der Sieg hängt nicht nur ab von dem gut gezielten Schlag des Gegners, sondern auch davon, daß dieser den Gegner aus dem Sattel hebt. Ein gewisses Zusammengewachsensein des Boxers mit einem Pferd ist daher Bedingung. Der Teilnehmer an diesem Sport muß nicht nur ein tüchtiger Boxer, sondern auch ein gewandter Reiter sein. Im übrigen finden sie nach den gleichen Regeln und Bedingungen statt, nach denen überhaupt die Boxkämpfe ausgekämpft werden.